

# Sein Freund, der Stein

Der Bildhauer Tobel aus der Jachenau gilt im Fernen Osten als Star seiner Zunft – hierzulande wagt man nicht einmal ein Symposium über diese Kunst

Von Sabine Buchwald

**Valley** – In Asien finden sie es sympathisch, dass er nur einen Namen hat. Sagt Tobel. Er hat seinen Kindernamen zu einer Marke gemacht, die in China und auf Taiwan inzwischen weit angesehen ist als dort, wo er herkommt. Der Steinbildhauer Tobel, mit bürgerlichem Namen Tobias Ahlhelm, ist aufgewachsen in München, wo er nach der Schulzeit eine Steinmetzlehre begann nach dem Vorbild seines Urgroßvaters, der ebenfalls Bildhauer war. Seit Jahren wohnt Tobel nun mit seiner Familie im oberbayerischen Valley, abgelegen am Waldrand. Das ist 30 Autominuten entfernt von den Museen der Landeshauptstadt, in denen derzeit keine Skulpturen von ihm zu finden sind. Im taiwanesischen Hualien kennt man sie besser. Das dortige Museum und die städtische Galerie haben seine Arbeiten in Sonderausstellungen gezeigt. Auf riesigen Plakaten kündeten Porträts von dem kräftigen Mann aus Bayern mit den fünf Buchstaben.

Die Stadt am Pazifik ist ein Steinort, wie das niederbayerische Hauzenberg einer ist. Hier wie dort hat man dem Stein ein Museum errichtet, nur gibt es in Hauzenberg weniger Kunst als vielmehr anschaulich aufbereitete Informationen vor allem über den dort vorhandenen Granit. In Hualien, wo Marmor und Serpentin abgebaut werden, veranstaltet man Symposien, für die sich 1000 Bildhauer bewerben um nur zehn Plätze. 2003 war Tobel einer von fünf Ausländern, die hier neben fünf einheimischen Künstlern vier Wochen arbeiten und sich präsentieren durften. Die Einladung war der Anfang seiner Karriere in Fernost. 2005 holten sie ihn erneut für eine Einzelausstellung, 2006 stellte er im Stone Sculptural Museum aus, und ein Jahr spä-

Eine Einladung war der Anfang einer Karriere in Asien.

ter war er noch einmal zum „International Stone Sculptural Festival“ eingeladen, das man sich als einen Event vorstellen muss, bei dem vor aller Augen Tag für Tag neue Skulpturen entstehen.

Worte werden zu Fetzen, wenn Tobel arbeitet. Sie gehen unter im Dröhnen des Winkelschleifers, dessen diamantbesetzte Scheibe am Rand glitzert wie Weihnachtsdekoration. Die Handwerkzeuge nehmen es auf mit jedem Stein, sogar mit Granit. Wasser kühlt die Diamantblätter, und ein Antivibrationssystem puffert die Schläge ein wenig ab. Tobel flext seine Skulpturen fast nur noch, obwohl er gelernt hat, mit Hammer und Meißel umzugehen. Weit schneller, dafür aber lauter fräsen sich inzwischen die unabhängig von Marke und Größe allgemein Flex genannten Winkelschleifer durch das dicke Gestein. Eingestaubt, dicke Ohrschützer auf dem Kopf, Musik aus Earplugs nur für ihn hörbar, eine Maske vor Mund und Nase – so arbeitet Tobel stundenlang. In vier Wochen schafft er einen Zehntonner. Er mag große Skulpturen für den Außenraum wie den Brunnen am Millstätter See in Kärnten etwa, in dem Trinkwasser in einer breiten Spirale



„Energy“ heißt dieses Kunstwerk aus Granit. Der Jachenauer Bildhauer Tobel bastelt zunächst ein Modell, stellt ein Bild von sich daneben und realisiert dann den Auftrag vor Ort, meist im asiatischen Raum.

Foto: oh

fließt. „Light“ hat er eine Arbeit aus sechs Tonnen Marmor genannt, die in Bahrain steht. Eine ovale Öffnung lässt Licht in den Stein und ihn gleichzeitig leicht aussehen. Am liebsten sähe er seine Arbeiten nur abgelegen irgendwo in der Natur, wo man sie bewusst aufsuchen muss. Nur: Dafür sind kaum Auftragnehmer zu gewinnen.

Wann immer möglich, fährt Tobel in Steinbrüche, prüft Farbe und Qualität, bevor er seine Monolithen herauspressen lässt. Die für die Sprengung gleichmäßig gebohrten Löcher belässt er oft als Zeugnis menschlichen Wirkens. Marmor ist ihm eigentlich zu kitschig, mehr verbunden fühlt er sich Granit. Dessen bruchraue Flächen glättet er nur so weit,

dass sich niemand daran verletzen kann. Auf diese Weise will er die Kraft des Gesteins erhalten, obwohl er ihm eine Form aufzwingt und es durchdringt, Hohlräume schafft, Rundungen eindreht.

Es sei kein Kampf, aber eine körperliche Auseinandersetzung, vergleichbar mit Bergsteigen, sagt Tobel. Nicht immer steht ein Assistent zur Seite. Zur Form

führt ein langwieriger Prozess, ein Leidensweg. Es schmerzt, Stunde um Stunde in derselben Haltung zu verharren. Tobels Rücken: breit wie der eines Leistungssportlers; seine Arme sind kräftig. Vor einigen Jahren aber konnte er vor Erschöpfung kaum noch eine Tasse heben. Mit Yogaübungen entspannt er mittlerweile Muskeln und Sehnen. Seither geht es ihm besser.

Anfang der neunziger Jahre, nach der Fachschule für Steinbildhauer im italienischen Laas und dem Studium in Müllheim (Schweiz), hat Tobel noch in Holz gearbeitet. Schnitte waren damals sein Thema. Er höhlt aus, so wie er heute mit Stein verfährt. Dann ist vor zehn Jahren eine gut acht Meter hohe Holzarbeit gebrochen und hat ein Auto zerdrückt. Niemand wurde verletzt, aber das weiche Material ist seit dieser „grauenhaften Erfahrung“ keine Option mehr für Stücke im öffentlichen Raum. Seine Steinskulpturen fixiert er mit Edelstahlverankerungen tief im Boden. Am Klang des Steines während der Arbeit spürt der Bildhauer, ob das Material „gesund“ ist oder ob es bersten könnte.

Die gute Nachricht kurz vor dem Weihnachtsfest

Zuhause in Valley, wo Tobel eine kleine Werkstatt hat, verbringt er viele Stunden am Computer. Bewerbungen schickt er im Netz um die Welt. Nach seinen Ideen baut er Kunststoffmodelle, fotografiert und vergrößert sie, stellt sein Bild dann im Verhältnis daneben. So hatte er im Frühjahr an einem Wettbewerb im chinesischen Mudanjiang Jingpo teilgenommen – und den ersten Preis geholt, dotiert mit 4000 Euro. Kurz vor Weihnachten kam nun die Nachricht, dass er die Skulptur „Energy“ 2012 tatsächlich umsetzen soll. „Riesig groß, etwa 14 Tonnen schwer“, sagt Tobel. Es wird ein rechteckiger Quader werden mit einer zentralen runden Fläche, die dreigeteilt ist wie die Flügel einer Schiffsschraube. Das Modell strahlt Stärke und Ruhe aus, eine zeitlose, kraftvolle Arbeit, mit der Tobel konsequent seine Prinzipien verbindet.

Wenn er sie ausführt, wird er erneut wochenlang nicht zu Hause sein und eintauchen in die Kultur Asiens. „In Europa denken manche Leute, meine Arbeiten seien geprägt vom Zen-Buddhismus“, sagt Tobel. In Asien empfinde man seine Skulpturen als europäisch, weil sie reduziert und nicht gegenständlich sind. Sie erinnerten an eine Kathedrale, hat man ihm schon gesagt. Das Material Stein ist dort mehr wert als es etwa die korrodierten Eisenskulpturen sind, wie man sie auf westlichen Plätzen sieht.

Wie wenig Verständnis für die Steinkunst hierzulande herrscht, zeigt die Absage eines international besetzten Steinbildhauer-Symposiums, das im Frühjahr zum ersten Mal am Tegernsee hätte stattfinden sollen. Eine Veranstaltung, wie sie die Region noch nicht gesehen hat. Die Finanzierung durch Sponsoren war bereits gesichert, Tobel hatte erste Kollegen kontaktiert. Der Stadtratsbeschluss aber wurde dennoch gekippt – aus Angst vor Lärmbelästigung.